

FREIESTUNDEN.

Nr. 10 — 1924

Beilage zu „Die Frau“

1. Jahrgang

Sof im Allgemeinen Krankenhaus.

Von Gise Feldmann.

Letzte Sonnentage. Wenn man von Kranken kommt, von der Straße, von der Welt, fühlt man einen Augenblick die besänftigende Stille. Draußen geht das Leben weiter: man hört die Signale der Straßenbahn und der Autos, der Lärm und die Erregung der Menschen dringen durch das offene Tor herein. Bettungen werden ausgerufen...

Hier, auf den Betten unter den Bäumen liegen die Kranken. Vielleicht der letzte Sonnentag!

Das Laub fällt langsam, zärtlich auf ein todseliges Gesicht. Eine junge Frau sagt zur Krankenschwester: „Die Natur ist gut, die Natur ist gerecht; im Herbst muß alles sterben, alles geht zugleich zur Ruh. Das Leben der Menschen ist nicht gut, nicht gerecht; die einen müssen dahin, während die andern blühen und leben...“

Die Schwester gab ihr eine Injektion. — — — Das Leben der Menschen ist nicht gut. —

Eine alte Frau kam mit Blumen. Die Frau war noch gar nicht so alt, sie sah nur so unendlich traurig aus. Einen kleinen Strauß hatte sie in der zitternden Hand, draußen bei der Blumenfrau gekauft; eine ganz dunkelrote Rose, zwei gelbe, zwei rosa und zwei rote Nelken, eine große weiße Aster und ein wenig Karrenkraut; das Ganze war schändlich auf Draht gezogen.

„Dort liegt Ihre Marie“, rief ihr die Schwester zu. Sie ging zu dem Lager der Marie. Sie schrie leise auf. Das war nicht mehr ihr Kind, so mager, so dünn, so bleich, ein ganz kleines bläulichweißes Gesicht; nur die blonden Haare waren noch jung und lebendig. Die Mutter legt die Blumen auf das Bett in die bleichen, papierernen Hände, und sie weint nicht, sie sieht nur immer auf ihr Kind und sagt: „Marie, aber Marie...“

Zwei Ärzte gehen vorüber in weißen Mänteln, rauchen Zigaretten, plaudern. Auf den Bänken sitzen junge Burken, Kinder mit amputierten Beinen; die Krücken stehen neben ihnen.

Der Wagen mit dem Essen fährt die Allee hinauf.

Der Herr Professor ist im Auto angekommen, beugt sich in seinen Saal. Aus der Ambulanz hört man kurze, durchdringende Schreie. Man sieht durch das offene Fenster Blut und Knochen.

In der Herabteilung ist es ruhig, lautlos. Die Kranken liegen unter Decken, das Atmen ist ihre schwerste Arbeit. Ihre Augen sind wie weltentfremdet. Wenn Besuch kommt, ein Vater, eine Mutter, ein Sohn, ein Bruder, schweigen sie meist — Reden strengt sie an und die Mutter oder der Vater sagt sogleich: „Sag' mir nichts, sei nur still.“

Im Park vor der Augenklinik stehen die armen galizischen Flüchtlinge, mit der schweren ägyptischen Augenkrankheit, dem Trachom. Ein alter Jude, fast blind, steht angelehnt an einem Laternenpfahl. Er ist

aus Sadogora und ganz allein. Er trägt einen breiten grünen Schirm; seine Augen sind rettungslos verloren.

Und noch ein paar aus dem Kriege sind da. Nachzügler. Sie schleppen sich seit Jahren von Spital zu Spital. Nimmer können sie genesen. Jetzt, da sie die Sonne sehen, die sie warm ansieht, sind sie übermütig. Sie haben eine Mundharmonika, einer hat eine Klarine, sie spielen, pfeifen, trällern Lieder und machen das schönste Konzert — aber nur gedämpft — alles ist hier gedämpft, ein Krankenhaus — Stille — Kinderlein, still. Wollt ihr lachen, ihr gewesenen Soldaten, obgleich ihr starken Schaden genommen habt? Bei dem einen sieht man die Schulter, bei dem andern die Kopfbrotze... Ein Vorübergehender hat ihnen die heutige Zeitung geschenkt. Welch ein Geschenk! Der eine lacht lachend vor: „Drohender Eisenbahnerstreik in England.“ Er wirft die Zeitung hin. Alle schauen einem Dienstmädchen nach, das mit ihren Milchkannen dahintanzelt, sich umdreht und lacht.

„Habt ihr gesehen,“ sagt der eine, „wie sie gelacht hat?“

„Was willst?“ sagt der mit der Schulterprothese — „wir sind Krüppel.“

Am sonnigsten Platz, mitten im trockenen Herbst rasen sitzen auf den kleinen Klappstühlen die Schwangeren. Sie leben hier in den Tag hinein und warten auf die Geburt. Dienstmädchen, ledige Frauen; manche sind hübsch und sorglos, der Leichtsinn der Jugend schaut ihnen aus den Augen. Andere aber wieder sitzen da in Schwermut und Verzweiflung. Eine ist ganz zerknirscht und weint den ganzen Tag. Sie fragt immer, ob kein Brief für sie da sei. Draußen geht das Sterbeglücklein — die Schwangere seufzt, sie weint. Dunkel ist der Tod — dunkel ist das Leben...

Die heilige Johanna.

Im Deutschen Volkstheater hat vor kurzem die erste Aufführung eines Stückes von Bernard Shaw stattgefunden, das diesen Namen trägt. Seine Heldin ist das Landmädchen, das vor beinahe 500 Jahren zur Erretterin Frankreichs aus englischer Übermacht wurde und dann von der Kirche als Heilerin und Gere verurteilt und ihren erbitterten Feinden, den Engländern, zur Bestrafung übergeben worden ist. Auf dem Marktplatz der nordfranzösischen Stadt Rouen, die im Besitz der Engländer war, ist sie martervoll verbrannt worden. Damals war der König von Frankreich wohl mit Johanna's Hilfe gekrönt, aber noch nicht im Vollbesitz seiner Herrschermacht, die ihm England geraubt hatte. Erst ein Vierteljahrhundert später, nachdem der französische König längst endgültig siegreich war, erfüllte der Haß den Wunsch des nun mächtigen Monarchen und ließ das Verbammungsurteil des geistlichen Gerichtes über Johanna aufheben. Das Mädchen, das gegen England, für ihren Herrscher gekämpft hatte — wie sie glaubte, im Auftrag Gottes — wurde dann zu einem Werkzeuge des